

Alexander Demandt, *Der Fall Roms. Die Auflösung des Römischen Reiches im Urteil der Nachwelt*. C. H. Beck Verlag, München 1984. 694 Seiten.

Der Fall Roms und das Ende der Antike haben die Menschheit bewegt, wann immer sie in den Jahrhunderten, die dem Ereignis folgten, über sich nachdachte. Gründe dafür gab es genug. Bildet diese Antike dem

späteren Betrachter in ihrer Geschlossenheit eine Einheit, im Vergleich zu der jede andere Epoche den Eindruck einer bloßen Hilfskonstruktion erweckt, so drängen sich andererseits die Erwägungen geradezu auf, die an ihr das Exzeptionelle und zugleich vielfach Verwertbare auch aus anderen Gründen sichtbar machen. Der Vergleich zwischen griechischem und römischem Teil bietet Untergliederungsmöglichkeiten, die die schöpferische Phantasie weiter beflügeln; Untergang oder Fall Griechenlands sind allein wegen erwähnter Einheit immer von auffallend geringem Belange gewesen. Indes wäre die analoge Untersuchung interessant. Blieben die Einzelabschnitte dieser Epoche wie auch das, was als ihr Höhepunkt zu interpretieren sei, im Vergleich damit stets weniger spektakulär und eher als Objekt von spezieller Forschung interessant, erst das geschlossene und doch so überschaubare Ganze gibt in der Tat dem Ende seine Rechtfertigung. Die Frage, wie es zu einem solchen kam, inspirierte jede Weltdeutung, und nicht nur die eigentlich fachwissenschaftliche, was rückwirkend dann der Antike ihre exemplarische Bedeutung vermittelte. Eine gewisse Sentimentalität kommt hinzu. Sie verbindet sich allemal auch bei geringer Kenntnis der Fakten mit dem Wunsch, zu wissen, wie es weiterging, ein Hang zu Analogien und Parallelen, und die Einordnung in eine hiervon abzuleitende Zyklik erlaubt so dem einzelnen, sich mit Hilfe einer solchen Interpretation einen tröstlichen Platz innerhalb eines auch metaphysisch deutbaren Weltgeschehens zu bestimmen. Macht damit freilich die Wünschbarkeit eines entsprechenden Deutungsmodells das gestellte Thema gleichsam zum Psychologikum, so bleibt die Frage nach dem Ausgangspunkt der einschlägigen sachlichen Perspektiven dabei von fast ebenso geringem Belang wie die nach denen, die suchen. Wenn es um die Deutung der eigenen Existenz geht, hat offensichtlich der Historiker nicht mehr zu sagen als jeder andere, der sich seine Gedanken macht. Und die Frage nach Sinn, Methode und Wirkungsmöglichkeit der Geschichte, wie immer man sie einordnen will, drängt sich, durch die im Vorliegenden aufgezeigten Beispiele fundiert, in einer Weise auf, die nachdenklich werden läßt.

Sicher, was aufgezeigt wird, ist ein Stück Wissenschaftsgeschichte. Doch spielt die Wissenschaft in ihm, was immer man unter solcher verstehen will, eine verhältnismäßig geringe Rolle. Eher handelt es sich um ein Stück Geistesgeschichte, für die diese nur einen integrierenden Bestandteil ausmacht, und nicht einmal den wichtigsten; doch bleibt derartiges lediglich eine Frage von Definition und Gewichtung. Geht es demnach um Selbstdeutung in einem weiteren Bezug, so sieht sich der Leser, der sich hier eine Entwicklung oder gar einen meßbaren Fortschritt erhofft, wieder getäuscht. Denn was gleichsam der menschliche Geist in solchem Zusammenhang mit sich anstellt, ist nichts dieser Art, sondern ein Spiel mit Variationen, Differenzierung und bestenfalls Akzentverschiebung für längst Bekanntes, Fixiertes und in der Konvention unumstößlich Gewordenes. Zu Folgerungen, die aus diesem Kreis herausführen, kommt es nach solcher Prämisse kaum, weder von seiten des Historikers noch von anderer: Was sich ergibt, ist vielmehr am Ende fast unausweichlich eine Haltung, die den einzelnen sich selbst und seine Stellung in einem kosmischen Weltgeschehen mit indolenter Resignation betrachten läßt, für den Augenblick aber kaum weiterhilft. Das Vorliegende entzieht sich solcher Symptomatik nicht, exerziert aber diesen Entwicklungsgang vom Anfang des Buches bis in dessen letzte Seiten vor.

Bleibt man dennoch bei einem wissenschaftlichen Axiom, so erwecken Werke wie das vorliegende den Eindruck, in den Analogiebereich eines Alexandrinertums zu gehören und sich selbst als eine Art Endprodukt einer Epoche zu deuten, die nur noch im Sammeln, Sichten und in der Bemühung um die Frage von der Quantität mit sich selbst zurechtkommt. Denn hinter Sammlung, Überblick und zugänglicher Archivierung wird das Bewußtsein unverkennbar, ja ist auch ausgesprochen, daß über das Dargelegte kaum mehr hinauszu kommen sei, Erkenntnis vielmehr im Kreise laufe und nur die reflektierende Verarbeitung des Vergangenen, Dagewesenen so etwas wie einen Sinn habe. Die wohlwollende Ironie, mit der Verf. Vorläufer, Spätere und nicht zuletzt auch sich selbst abtut, ist offenkundig nicht als Marotte zu verstehen: Sie scheint Bekenntnis. In einem wissenschaftsgeschichtlich alexandrinischen Sinne ist denn auch die stupende Leistung zu verstehen, mit der das Material in einer erdrückenden Fülle gesammelt und geordnet ist. Für das Geleistete besagt der Titel des Buches zu wenig. Zwar grenzt er das Thema ein, aber was er verbirgt, ist entsprechend eingangs angedeuteter Prämissen nicht nur die Einordnung der gesamten Antike in jenen Pseudoprozeß von Selbstdeutung. Es ist zugleich die Selbstdarstellung einer geistesgeschichtlichen Epoche von der Antike selbst bis zur Gegenwart, die als solche ihren Sinn vornehmlich darin gesucht und gefunden hat, mit sich über die eigenen Wurzeln ins reine zu kommen.

Inhalt und zugleich Leistung des Buches bestehen in einer fast lückenlosen, skizzierenden Zusammenstellung aller je zum angegebenen Thema geäußerten Meinungen und der Zusammenordnung unter teils über-



komme, kaum zu umgehende oder eigene, diese verbessernde Kategorien nach ihrem inneren oder äußeren Zusammenhang. Das heißt, auf mehr als 600 Seiten werden über 400 Personen mit insgesamt über 500 Ansichten rubriziert und in einen Zusammenhang gebracht. Man mag über eine solche Unsumme von Namen, Meinungen und Nachrichten von verschiedener Wertigkeit geteilter Meinung sein: Der Informationswert allein scheint Rechtfertigung genug, mögen andere diese Information nach Belieben nutzen. Daß Verf. die traditionellen Einteilungsschemata einerseits verwendete und vertiefte, sie andererseits zugleich in der Analyse der ihnen zugrunde liegenden methodischen wie sachlich-interpretatorischen Verfahrensmöglichkeiten in Frage stellte, hilft über das Herkömmliche hinaus ein gutes Stück weiter; zumindest gibt es eine Unterstützung, schwer Verständliches aus seinem strukturellen Zusammenhang heraus im Rahmen eines allgemeinen Deutungsgefüges zu verstehen. Als Ganzes bewältigen und so darstellen freilich läßt sich das vorgelegte Material nicht. 210 Gründe, die den Fall Roms bedingt haben – was immer man sich unter dem Wort vorstellt – wären miteinander zu multiplizieren, um ein Gesamtbild der Möglichkeiten zu erhalten, die hier in Frage kämen. Ganz zu widerlegen ist keiner, und so wird jede Deutung von vornherein zwangsläufig zum willkürlichen Ausschnitt und zur spekulationsbedingten Einseitigkeit. Der Aufbau des Buches entspricht dem Anliegen. An einen Überblick über die allgemeine sachliche Materialgrundlage (I) schließt sich der über die Deutungsepochen (II) Spätantike, Mittelalter, Humanismus, Aufklärung, um für die Neuzeit ab 1800 (II 5) sich aufzugliedern. Dabei erscheinen die typologischen Kriterien von Wesensproblematik, Dekadenz, Periodisierung und Kontinuität als unabdingbare Hilfsmittel einer semantischen Maieutik und zugleich auch eines Verständnisses für die wechselnde Wertigkeit sachlicher Inhalte. Verf. untersucht sie ausgiebig nach den ihm wichtigen allgemeinen geistesgeschichtlichen Beziehungen und Implikationen hin. Ein heilsames Bild von Verwirrungen und Halbwahrheiten, das so entsteht, tut das Seine, liebgewordene Gedankengebäude und Vorurteile zu zerstören; bis auf die eigene Gegenwart fortgeführt, wird es zu einer drastischen Dokumentation der Grenzen von Forschung und Interpretation schlechthin.

Das nächste Koordinatengefüge zur Gliederung des Stoffes ist als zentraler Teil des Buches das der Deutungstypen (III), geordnet in religionsgeschichtliche Deutung (Der Aufstieg des Christentums), sozialökonomische (Gegensätze zwischen arm und reich), naturwissenschaftliche (Erschöpfte Lebensgrundlagen), innenpolitische (Versagen des Staates), kulturmorphologische Erklärungen (Zyklische Dekadenz) und außenpolitische Erklärungen (Ausbreitung der Germanen). Dabei gibt die jeweils chronologische Reihung der Namen etwas wie einen ideengeschichtlichen, wenn auch keinen fortschrittsbezogenen Ansatz. Und hilfreich ist nicht zuletzt die für jeden der Abschnitte beigefügte Zusammenfassung (S. 271 ff.; 340 ff.; 394 ff.; 427 ff.; 464 ff.; 489 ff.), die freilich nur nachträgliche, wenngleich pädagogisch am rechten Ort gebrachte Dokumentation des Bezugsrahmens sein kann, die Gefahr der Verwirrung angesichts sachlicher Meinungsdifferenzen und allzu unverbunden nebeneinanderstehender Widersprüchlichkeiten aber nicht zu beseitigen vermag. Quantitativ überwiegen in der Deutung die inneren über die exogenen Gründe, denen umgekehrt Verf. ein gewisses Übergewicht zuschreibt: Die Erklärung mit dem Anteil der Überlieferung reicht dabei aus, scheint freilich äußerlicher Art. Der Gefahr einer trotz der chronologischen Anordnungspraxis naheliegenden Verwirrung angesichts einer zwangsläufigen Wiederholung von Sachbeziehungen sucht das letzte Kapitel (IV) zu begegnen, das zugleich den wissenschaftstheoretischen Hintergrund herzustellen hat. Zwar ist auch dieser nur in einem neuen Koordinatenschema darzustellen: Methodenanalyse auf der Grundlage von Wissenschaftstheorie erscheint nicht nur angesichts des Vorausgehenden als fundiert, so daß sich Überblick wie Aufbau in der vorliegenden Weise rechtfertigen und zugleich die Theorie selbst mit einem eindringlichen Beispiel von Nutzenanwendung versehen wird. Angesichts des Stoffes und seiner sattsam dargelegten Problematik ist derartiges zugleich an diese Wissenschaftstheorie als eine Warnung zu verstehen und ein Hinweis darauf, wo ihre Grenzen sind.

Die Klassifizierung der Niedergangstheorien (S. 558 ff.) scheint die notwendige Quintessenz. Die Nutzenanwendung führt Verf. im nächsten Kapitel (S. 570 ff.) vor, in dem er sich mit seiner eigenen Deutung der Niedergangskriterien in die Reihe der von ihm Rubrizierten stellt: Wohlstandsindolenz im Inneren und das immer wieder hervorgehobene Auftreten der Germanen von außen her (S. 467 ff.) sind als Kriterien nicht neu. Sie ließen sich vielleicht noch differenzieren. Der Verf. dokumentiert damit aber gleichsam in einem Selbstversuch die eigene Zeitgebundenheit als wenigstens eine der Komponenten, die für jedes der 400 Beispiele die Niedergangsdeutung bestimmen. Vorher freilich wird, analog zu den Kategorien (III), noch einmal zusammenfassend und eindringlich auf alle Lücken und Einseitigkeiten und damit auch die Quellen

von Fehldeutungen hingewiesen, die unserem Kenntnisstand nach nicht zu vermeiden sind. Bleiben noch das resignierende Schlußwort, Abkürzungs-, Literaturverzeichnis und Namensregister zu erwähnen.

Es hätte wenig Sinn, jede der erwähnten 210 Lehrmeinungen noch einmal zu wiederholen oder ihre Wichtigkeit in vorgegebenem Rahmen zu überprüfen. Vieles hat die verbesserte Kenntnis mit der Zeit als unhaltbar, ja skurril oder abstrus hinzustellen gehabt: Vor dem Hintergrund der jeweils eigenen Zeit und nicht zuletzt als deren Indikator aber hat alles wiederum einen tieferen Sinn, als hier auch nur angedeutet werden könnte, und es liegt nahe, daß die angewendeten Ordnungskategorien, ebenfalls nur von der Perspektive des Verf. und seiner Zeit ausgehend, von all dem wenig zu erfassen vermochten. Ausgegangen werden muß indes von einem gleichsam immanenten Konsens über einen mehr postulierten als nachgewiesenen idealen Zustand innerer Stabilität als Gleichgewicht einer Zahl von Faktoren, der durch Verschiebung innerhalb des Gefüges und einen von da an lawinenartig sich fortsetzenden Zerfall zerstört wurde. Auch für ihn gibt es einen Konsens der Meinungen weder innerhalb noch außerhalb der sogenannten Fachwelt, und so ist denn nicht zuletzt auch bezüglich seiner Auflösung von hier aus an Spekulationen alles möglich: Mit ihnen als solchen fertigzuwerden, bemüht sich der Verf., überläßt es aber mit Recht anderen, hier weiter vorzudringen. In dem von ihm angedeuteten Rahmen wäre derartiges schon dem Umfang nach unmöglich.

Das Schwierige aller Klassifizierung von Faktoren wie Deutungsbereichen gründet nicht zuletzt deshalb in einem Meinungswirrwarr, weil sich die Kausalitätenreihen über alle Einteilungskategorien hin erstrecken und damit eine Logik ihrer Deutung im Grunde gar nicht zulassen. So wird das Christentum als Verfalls-symptom schon in der Antike weidlich ausgemalt: zur religionsgeschichtlichen Komponente als einer der die antike Religion unverkennbar ablösenden Arten religiöser Gläubigkeit kommen früh die soziale von außen und die christliche Selbstdarstellung als Kritik und Lamentation von innen. Die christliche Usurpation antiker Weltzeitalerlehren mußte dabei auch bereits die verwirren, von denen sie als Simplifikationsinstrument verwendet wurden. All dies gehört zusammen, paßt aber zueinander nicht und wäre geeignet, sich aufzuheben. Und dazu kommt die politische Rolle des Phänomens. Biologistische Deutung setzt früh ein, gewinnt Wichtigkeit aber erst im 19. Jahrh., wobei die einzelnen Perspektiven und Kriterien einschließlich der Kausalitäten mit den gleichen Worten artikuliert werden, doch immer wieder anderes besagen. An politischer Interpretation bieten die Quellen Anhaltspunkte genug. Auswertung dieser spätantiken Zeugnisse aber bedeutet Vergewaltigung in Stoff wie Form und eine Ausweitung ihrer Aussagen, für die die Begründung nur schwer möglich ist. Für das Entstehen der antiken Dekadenmodelle und ihre Erweiterung in späteren Jahrhunderten seit dem Humanismus mögen die Versuche geistesgeschichtlicher Wesensbestimmung einen Anhaltspunkt bieten. Viel ist damit nicht ausgesagt, und was etwa die Deduktion vom Allgemeinen, von Zeitströmung, geistiger Situation und jeweiliger kulturgeschichtlicher Epoche zum psychologisch Besonderen der Interpretationshintergründe jedes einzelnen, der sich äußert, an wirklicher Erkenntnis erbringt, wäre zu fragen. Ein Wissenschaftsfortschritt vielleicht liegt indes gerade hier: Er würde zumindest vorerst die Auflösung des dargelegten Ganzen bedeuten.

Wenn aber dem Verf. zu danken ist, dann dafür, daß er den Finger auf längst nicht mehr als solche wahrgenommene Aporien legt. Bleibt die Deutung von Spätantike und Verfall Roms bei aller Fülle im wesentlichen das Variationsgefüge einer begrenzten Zahl von festen Anhaltspunkten, so erwecken die daraus sich ableitenden kulturmorphologischen Folgerungen den Eindruck, als treibe Spekulation hier ihr Spiel mit sich selbst, und dies um so lieber, als die Nachprüfung im Sachlich-Konkreten nur schwer möglich ist – dies fast im Gegensatz sogar zu anderen Epochen antiker Geschichte. Die nicht nur immanente, sondern wo nötig recht drastisch mit Einzelbeispielen angedeutete Analyse einschlägiger Antriebselemente wie auch die der arbeitsmethodischen Terminologie wird, trotz einleuchtender Intensität des Versuches, nicht vor weiterem Rechnen mit Unbekannten schützen. Für ein ernst zu nehmendes Bemühen um sichere Grundlagen aber ist ihr heuristischer Wert nicht zu verkennen. Deutlich werden die Grenzen dort, wo der Verf. die von außen oktroyierte Beeinflussung historischer Interpretation durch die mit politischem Katechismuscharakter versehenen, indirekt aber aus verwandter Wurzel stammenden Theoreme zu registrieren hat und dabei die Ausweglosigkeiten kommandierbaren Meinungswechsels registriert, die von den Betroffenen sicher stärker empfunden werden, als es ihnen auszudrücken erlaubt ist.

So bleibt die Deutung des Niederganges der alten ein Spiegelbild der eigenen Welt, ist es aber lediglich als Facette, nie als Ganzes. Im übrigen läßt das Skizzierte erkennen, daß angesichts ihrer Verwurzelung in



dem jeweiligen geistigen Gefüge ihrer eigenen Zeit und zugleich in der psychischen Komplexität derer, die sie äußern, keine der vorgebrachten Deutungen bis ins letzte stimmen kann. Die Kluft zwischen der Person und der Sache ist einfach zu groß für wirkliche oder auch nur angenäherte Objektivität. Bereits die Antike lebt, wenn es um sie selbst geht, von der Kontroverse. Dies differenziert sich in der Spätzeit und bewirkt trotz der Fortschrittsvorstellung etwa christlicher Deutung eine auffallende Unsicherheit; für die Dokumentation eines Unterganges mit ausschließlich moralischen Kategorien gibt es zwischen Sallust und Jordanes kaum Neuerkenntnisse. Für das Mittelalter bedingen, soweit ersichtlich, die politischen Absichten Kontroversen anderer Art, mit auffällender Naivität und Durchschlagsintensität in Ost wie West, während für den Humanismus danach die Distanz erstmals zur Versachlichung durch Materialprüfung und zur Deutung nach Ereignistypen führt. Für ihn wie für die Aufklärung fehlt es an Beispielen genetischer wie typologischer Auswertung gewonnener Ergebnisse nicht. Ein Fortschritt der Faktenbewältigung ist unverkennbar, zugleich aber auch ein wachsendes Auseinanderklaffen von Deutung und Forschung, und dies selbst dort, wo sich in einer Person beides verbindet und diese damit nach der einen oder anderen Richtung fragwürdig zu machen geeignet ist. Erreicht aber damit die Kontroverse eine andere Ebene, so ist die Frage nach der exemplarischen Bedeutung einzelner noch schwerer zu beantworten. Verf. hat sich's sauer werden lassen, hier alles Verfügbare heranzuziehen, zu sichten und auf den relevanten Nenner zu bringen, und dies trotz der längst gewonnenen Erkenntnis, daß vieles als reine Kopie an sich überflüssig erscheinen muß. Im übrigen hat es auch profunde Kenntnis der Spätantike, wie sie hier vorliegt, schwer, von Fall zu Fall die geistesgeschichtlichen Rand- und Zwischenzonen zu durchdringen, um anhand des auch subjektiv kaum mehr Nachprüfbaren doch noch etwas wie ein wissenschaftlich greifbares Fazit zu erarbeiten. Von den zitierten 400 Autoren haben nur die wenigsten eine fundierte Sachkenntnis aufzuweisen. Und wo solche vorhanden ist, spielt sie eine geringe Rolle, oder aber die Deutung steht zum wissenschaftlichen Ansatz in diametralem Gegensatz, dies auch in ein und derselben Person. Widersprüche, nicht begründete Meinungsänderungen und gelegentlich eine nicht erklärbare Unschärfe von Sprache wie Inhalt vervollständigen dieses Bild.

Geschichte, als Wissenschaft getrieben, besitzt nicht die verbindliche Gesetzmäßigkeit sachlicher Bewältigung ihres Stoffes, die anderen, und nicht nur den exakten, selbstverständlich ist. Wie sehr die einschlägige Methodik unter dieser Tatsache leidet, mag auf den ersten Blick die hier dargelegte Periodisierungsproblematik dartun (S. 225 ff.): Exaktes läßt sich für Geschichte, außerhalb ihrer pädagogischen Nebenfunktion ernsthaft betrieben, allein in den als Hilfswissenschaft qualifizierten Bereichen aussagen. Diese aber besteht in erster Linie im Bemühen um Abgesichertes, um Absicherung im Erarbeiten von Details und im ständig neuen Prüfen des wirklich Vorhandenen, d. h. in Kleinarbeit, Klärung und Sichten ohne spektakuläre Ergebnisse oder augenfällig quantifizierbare Erweiterung ihres Bereiches. Ihre Fortschritte bedeuten Nuancen, und ihre Diskussion beschränkt sich auf das Diskutierbare in kleinstem Kreis von Spezialisten mit klarer Erkenntnis der Sache, der Problematik wie ihrer eigenen Hintergründe. Dies mag den Eindruck des Banausischen, Primitiven erwecken. Für umstürzende Neuerkenntnis fehlt ihr Veranlagung und Voraussetzung, ihre Skepsis gegen solche freilich ist nur allzu gerechtfertigt. Indes, so schwer zu bewältigen ihre Methoden, ihre Ergebnisse sind kein Arcanum und drängen sich deshalb in ihrer Augenfälligkeit jedem Dilettantismus gleichsam auf. Die Folge sind voreilige Schlüsse und die ungezügelte Freude Unbefugter am Mitreden, auch aneinander vorbei, und dies zu allen Zeiten, ein Durcheinander der Bereiche, d. h. von Forschung und Darstellung, von Interpretation und Selbstdeutung, wobei die eigentliche Wissenschaft als das am schwersten zu Bewältigende am leichtesten verloren geht. Verf. als Hochschullehrer hat bezüglich des Überganges von Forschung und Deutung wohl seine Erfahrungen. Man bestätigt sie ihm gern.

Man mag von den Deutenden absehen, die jeder ein Stück Wissenschaft oder Wissenschaftsgeschichte für sich sein mögen: Mit der Deutung bereits setzt die Verwischung der Begrifflichkeit ein, und mit den Sammelbegriffen verschieben sich selbst die Termini der Fachsprache. Es wird dann schwer, die Grenze zu ziehen, und Verf. handelt konsequent, wenn in seinem Katalog nicht nur Historiker, sondern Dichter, Politiker, Philosophen stehen, deren Kenntnisfundament in reziprotem Verhältnis zur Gewichtigkeit ihrer Aussagen steht. Die Intensität ihrer subjektiven Erfahrungen ist kaum ein Äquivalent. Relativiert sich so in dieser Reihe denn auch das Bild des deutenden Historikers (vgl. S. 534 ff.) als eines Menschen, dessen Berufswahl sich schon aus einem Übermaß an gestaltender Phantasie erklärt, im besten Fall aber gebändigt durch oben umrissene Bedingungen seiner Tätigkeit, so stellt sich sein Deuten allemal als ein Verlassen des ihm angestammten Metiers und ein Hinausgreifen in andere dar, für die er meist kaum Kompetenzen besitzt, aber dann im Ungefähren seine Gesetzmäßigkeiten desto lieber konstruiert. Von hier zu dem Außenstehen-



den, der die Antike und besonders den Fall Roms als Medium eigener Interessen benutzt, und auch zu den erwähnten Sprachregelungen irgendwelcher Ideologie ist es deshalb kaum mehr als ein Schritt. Bei einer nur graduellen Unterschiedlichkeit in der Intensität der Bewältigung von Unbekanntem bleibt die Frage nach maximalem oder minimalem Umfang des Interpretationshorizontes zweitrangig und bauen wissenschaftstheoretische Systeme auf einem Nichts auf. War bis zum 19. Jahrh. eine wenn nicht fest umrissene, so doch umreibare Moralität ein Kriterium, an dem sich sachliche Inhalte messen ließen, seit ihrem Verlust erscheint Geschichtsdeutung als ein Gemisch von transponierten Halbwahrheiten für eine Rückkopplung des Unbekannten, ja wird die erwähnte Ignoranz geradezu zur *conditio sine qua non*, wenn es um Deutung geht und der Blick für die große Weite freibleiben soll. Der Fall Roms mit seiner Undurchsichtigkeit des Faktorengefges erweist sich für all dies damit als Eldorado.

Daß die Deutenden sich in ihren Analogien ausnahmslos in einen Abschnitt von Verfall (s. S. 499) gesetzt sehen, erscheint wie ein Zeichen unbeabsichtigter intellektueller Ehrlichkeit. An den methodologischen Schwierigkeiten läßt Verf. keinen Zweifel. Erscheint das angedeutete Koordinatengefge schon angesichts erwähnter Überlappungen im Sachlichen als brüchig, so liegt die andere Schwierigkeit in dem Mangel an adäquater Ausdrucksfähigkeit, die mit einer Objektivierung selbst auch alle Bemühungen um wenigstens eine historizistische Deutung relativiert. Dies scheint nicht nur ein linguistisches Problem. Das 5. Jahrh., das sich in einer ciceronianischen Sprache darstellt, Rechtsquellen, die in nicht adäquater Sprache Sachverhalte zu umschreiben suchen, die christliche Religion, die sich der Termini antiker Philosophen bedient, um sich verständlich zu machen, erlaubten selbst Zeitgenossen nur Assoziationen. Diese Anfänge aber weiten sich analog dem Wachstum der Deutungsmöglichkeiten aus. Spätere haben sich der Metaphern zu bedienen, um Halbgewutes verständlich zu machen. Sicher, solche sind ein Weg zur Analogie und damit zu einer Verwirklichung. Genau genommen aber sind sie es, die alles verschwimmen lassen. Verf. hat sich mit der einschlägigen Problematik zur Genüge beschäftigt und *expressis verbis* wie indirekt bereits öfters die Gefahren aufgezeigt, die sich durch das hier (S. 180; 521 ff.; 560) gezeichnete Bild im Detail noch vertiefen. Werden von hier aus gesehen mit der notwendigen Anwendung von Begriffen aus dem eigenen, in den meisten Fllen sogar dem subjektiven Bereich, aber alle Typisierungsbemhungen hinfällig und erweisen sich Vorstellungskomplexe zwangsläufig als brüchig, so ist es fast natürlich, daß ihrerseits sich auch die Metaphern verselbständigen und eine Abstraktion hin zur reinen Doxographie von Deutungsdeterminanten erzwingen, deren Leerformeln jede noch sachliche Beziehung verbieten. Der bewusten Manipulation ist damit auf solche Weise Tür und Tor geöffnet; die Strukturmodelle der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, auf den Fall Roms angewandt, indizieren einen Verlust von Geschichte als den Beginn eines Verlustes von Denkfähigkeit zugunsten eines immer weniger zu zgelnden Verbalismus. Einiges an behandelter Literatur läßt sich nicht anders deuten. Metaphern nicht nur in der Deutung, sondern selbst in der einschlägigen wie in der angewandten Terminologie kommen hinzu. Einmal in Gebrauch gesetzt, bleiben sie bestehen, verschieben sich innerlich aber angesichts eines sich ändernden immanenten Sinngehaltes wie der mit der Zeit nuancierten sachlichen Deutungsgrundlagen. So setzen sie zwangsläufig diese Terminologie außer Kraft. Und nicht nur die marxistische Forschung tut sich schwerer als ihre ideologischen Väter, auszudrücken, was sie eigentlich will (vgl. S. 548 ff.): Was dort durch Sprachregelung gewaltsam aufgehalten werden soll, unterliegt an anderer Stelle einem Wesensverfall, der sich immer schneller vollzieht.

Nicht zuletzt aus diesem Grunde bleibt der Eindruck des Buches zwiespältig, ohne daß ein Rezensent zu sagen vermöchte, was besser zu machen wäre. Das Dilemma liegt weder im Buch noch in der Leistung des Verf., es liegt in der angeschnittenen Frage selbst. Aufbau des Ganzen, Ordnung des Stoffes, Material und theoretische Erörterung der einschlägigen Fragen scheinen sachlich wie methodisch die besten, die hier möglich sind, ungeachtet dessen, daß man sich für die wissenschaftstheoretischen Erwägungen mehr an Beispielen wünscht, um durch das Detail Verwirrungen zu vermeiden, die die verschiedenen Arten von Koordinatengefgen heraufbeschwören. Die äußeren, gemeinhistorischen Zusammenhänge konnten nur angedeutet werden. Sie wären von Fall zu Fall noch zu erarbeiten und stellten sich für jedes der gebrachten Beispiele wohl anders dar. Gelehrten-geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes konnte das Buch nicht sein, und auch nicht Wissenschaftsgeschichte. Denn bei aller Stringenz werden deren Bereiche von ihm nur tangiert. Anregung bietet es in Flle. Dem Leser allerdings, der beides, Inhalt wie Ansatz, ganz aufnehmen will, sei geraten, entsprechend dem Sinn des Koordinatengefges sich auf eine mehrmalige Lektüre einzurichten. Zwar legt Verf. bereits in der Einleitung klar, was seine Absicht ist und was sie nicht sein kann. Zwangsläufig aber verschieben sich mit der Materialfülle auch die eigenen Perspektiven, verliert sich die Arbeitshypothese, und es wird gleichsam vereinnahmt, was ausgespart bleiben sollte. Der Verf. ist sich auch



über derartige Notwendigkeit im klaren. So bemüht er sich um Distanz gegenüber Stoff wie Form, und wo es geht, flicht er Formulierungen ein, die in flapsiger Heiterkeit möglicherweise an Verständnis mehr erreichen als dogmatischer Ernst. Daß er mit seinen Bonmots als Abschluß einzelner Gedankengänge meist haarscharf vorbeizieht, liegt im Objekt und der Natur der Sache selbst. Wer sich freilich durch die Vielfalt von Stoff und Anregungen durchgerungen hat, dem müßte es leicht werden, zu angedeuteten neuen Ansätzen zu gelangen. Er wird vielleicht dann auch die rechte Dankbarkeit für die Fülle des Gebotenen aufbringen, die ihm auf den ersten Blick als Chaos erscheinen mag, und sich klar werden, daß er im Versuch einer Objektivierung hier alles an Anhaltspunkten findet, um weiter zu kommen. Er mag an Fakten nach eingehender Beschäftigung mit der Spätantike mehr wissen als ein Ammian (vgl. S. 603): Daß er im Vergleich zu diesem doch der Zeit selbst innerlich fern bleibt und auch dem, was sie den Erlebenden ausmachte, läßt sich dennoch von keiner Seite her kompensieren, und auch die metahistorische Deutung führt ihn wohl im Kreise herum. Er teilt dies freilich mit allen Historikern, die sich mit nicht Selbsterlebtem beschäftigen.

Klar zu werden hat er sich auch über die Metaphorik, die bereits im Titel liegt, und ihre besonderen Schwierigkeiten. Dies gilt für den 'Fall' mit allen Komponenten und Variationsmöglichkeiten und mehr noch für das 'Rom', von dem nur selten einer der Autoren sagt, was er sich genau darunter vorstellt. Denn Stadt, Land (Italien) und Imperium stehen einander für die behandelte Epoche in derart verschiedener Wertigkeit und einer Differenz ihres Schicksals gegenüber, daß es unmöglich scheint, einen für alles gültigen Nenner zu gewinnen, mag solche verwischende Gleichsetzung der Objekte auch bereits in der literarischen Tradition antiker Selbstdarstellung wurzeln. Die Prüfung der 210 Niedergangsfaktoren auf ihre einschlägige Anwendbarkeit hin wäre allein einen Forschungszweig wert.

Manches wäre nachzutragen. So wird etwa das Barbarenphänomen in der späteren Deutung seit dem Humanismus stets biologisch gesehen und mit der Rolle der Germanen verbunden. Antike Historiographie kennt nur den ethischen Aspekt, und dies auch, nachdem sich seit Poseidonios die Ethnographie seiner bemächtigte. Innere Barbarei als Ergebnis einer ethnisch-ethischen Synthese wird seit Sallust zum Element innerer Selbstzerstörung: Die Entwicklung des Gedankens bis in die Spätantike erweist sich als Abschwächung, sie wäre auf ihre Etappen und vor allem ihre Modifizierungsstufen und Wirkungen hin zu prüfen. – Der archäologische Bereich ist eingearbeitet (s. bes. S. 208 ff.). Die Diskussion der Klassikfrage und der Problematik Rieglscher 'Spätantike'-Vorstellung läßt eine Verfallssymptomatik erkennen, deren Subjektivität sich durch keine Retuschierung hinweginterpretieren läßt. Nicht zu übersehen freilich scheint zugleich die Entwicklung von Prähistorie und Provinzialarchäologie als gleichberechtigter Zweig mit einem Gefüge an Kriterien, das über die dargelegten Zusammenhänge hinaus wenn nicht Vorstellungen umzustürzen, so doch an Aspekten vieles entscheidend zu verschieben vermag. Sie werden das Gesamtbild nicht ändern: Dekadenzformel, Verfall, Barbareneinstrom und Barbarisierung, Assimilation und Imperiumszerstörung erscheinen durch sie indes in einer Weise modifiziert, daß es sich lohnt, sie in den Überblick als selbständiges Element einzubeziehen.

Verf. mag denn zu Recht alle Kritik mit Gelassenheit zur Kenntnis nehmen, die ihm von berufener wie unberufener Seite zuteil werden wird. Die Frage nach dem Fortschritt zu stellen, die das Buch bedeutet, ist müßig. Sie ist eine Sache des Blickpunktes. Es war indes der Mühe wert zu sammeln und zu ordnen, aufzuzeigen, wo die Grenzen von Forschung und Deutung liegen, und zumindest indirekt zu zeigen, wie für beides wenn nicht Fortschritt, so doch Weiterentwicklung denkbar ist. Der Fall Roms mag für den wissenschaftlichen Spezialisten ein nicht unbedingt zentrales Thema sein. Darauf kommt es auch nicht an, doch verwischen sich die Grenzen immer mehr. In einer Zeit sichtbar sich verringender Fähigkeit der Bemühung um die einschlägigen Fragen und wachsender Interesselosigkeit gegenüber der Vergangenheit im allgemeinen aber war die Mühe nötig. Dem Buch Breitenwirkung zu versprechen wird freilich schwer. Das Wort vom Fall Roms hat Chiffre zu bleiben. Aber jeder, der ignoriert, was das Buch zu berücksichtigen zwingt, wird zum Simplifikateur, wie immer er sein Verhältnis zur Geschichte zu sehen vorgibt.